

Syrien

Diplomatie scheitert an Russland und China

Völlig frustriert hat der internationale Syrien-Gesandte Kofi Annan diese Woche bekanntgegeben, er werde sein Mandat nicht verlängern. Annans Schritt ist nachvollziehbar, vielleicht sogar überfällig: Von Beginn an war seine Aufgabe – die Vermittlung einer friedlichen Lösung im Konflikt zwischen Präsident Bashar al-Asad und den Regimegegnern – ein Ding der Unmöglichkeit. Weder Asad noch die zunehmend militarisierten Aufständischen waren je an einem Kompromiss interessiert. Noch viel schwerer wiegt aber die Uneinigkeit auf dem diplomatischen Parkett: China und insbesondere Russland blockierten im Uno-Sicherheitsrat beharrlich jegliche Verurteilung Syriens – teils aus einem anti-amerikanischen, nationalistischen Reflex heraus, teils aus wirtschaftlichen und im Falle Russlands auch militärstrategischen Gründen. Spielen die wichtigsten Akteure nicht mit, kann die Diplomatie nichts ausrichten. Stattdessen gewinnt der Konflikt laufend an Intensität. Asad und seine Entourage kämpfen gegen ihren Untergang, ohne Rücksicht auf Verluste. Die Rebellen erhalten von ihren Unterstützern im Golf immer mehr und immer bessere Waffen. Der internationalen Gemeinschaft bleibt einzig, in beschränkter Masse humanitäre Hilfe zu leisten, was angesichts des Blutvergiessens inakzeptabel ist. Die syrische Zivilbevölkerung zahlt einen sehr hohen Blutzoll für das Scheitern der Politik. Dafür verantwortlich sind in erster Linie Russland und China: Sie müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, durch ihre Verweigerung Tausende zivile Opfer in Kauf zu nehmen. (at.)

Bildung

Es ist Zeit für zwei Klassen von Universitäten

Nicht zum ersten Mal provoziert die ETH Zürich die Gymnasien. Vor drei Jahren veröffentlichte die Hochschule eine Rangliste, die klarmachte, welche Schulen erfolgreiche Maturanden an die ETH schicken und welche nicht. Die Gymnasien waren empört. Nun erlaubt sich der Rektor, zu sagen, was kein Geheimnis mehr ist: Nicht alle Jugendlichen mit einem Maturazeugnis sind auch fähig zu studieren. Und wieder stösst man sich am elitären Denken der ETH. Doch sie ist nun einmal eine Elite-Hochschule, die aus den besten Studierenden weltweit aussuchen kann. Es ist klar, dass sie auch an die Schweizer hohe Anforderungen stellt und hart selektioniert. Die ETH tut das heute umständlich mit Zwischenprüfungen, weil sie niemanden mit Maturazeugnis ablehnen darf.

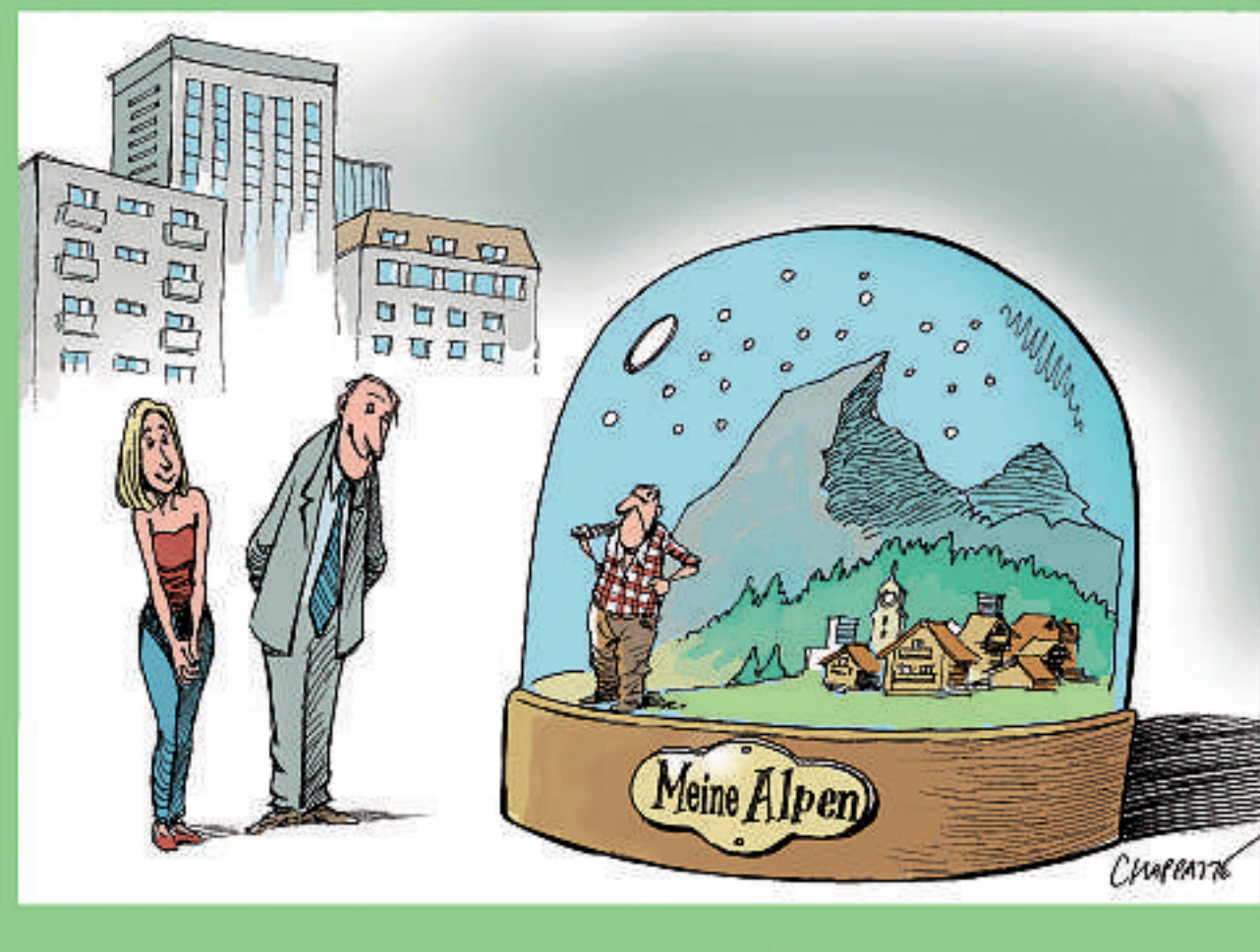
Es wäre Zeit, das zu beenden und zwei Klassen von Universitäten zu definieren: solche für die Elite und solche für die Masse. Wenn wir ehrlich sind, ist dies schon längst der Fall. Die ETH Zürich und Lausanne, die Universität St. Gallen und ein Teil der Institute an der Universität Zürich spielen in einer anderen Liga als etwa die Universität Luzern, die mit viel weniger Geld einen universitären Betrieb aufrechterhalten muss. Es sind zwei verschiedene Geschäftsmodelle: Hier fokussiert man auf Exzellenz, dort auf Masse. Denn Masse bewirkt, dass mehr Staatsgeld fließt, was schliesslich das Überleben der Uni sichert. Den Eliteschulen soll erlaubt sein, mehr verlangen zu dürfen als nur ein Maturazeugnis. So bewahrt man die Matura als Eintrittsticket für eine gute akademische Ausbildung an den Massenuniversitäten. (fur.)

Helmut Schmidt

Wo Rauch ist

Die Meldung sorgte diese Woche in Deutschland für Aufsehen: Helmut Schmidt hat zwei Jahre nach dem Tod seiner Ehefrau Loki eine neue Lebensgefährtin. Sie heisst Ruth Loah, ist 79 Jahre alt und war lange eine Mitarbeiterin des Altkanzlers. Dieser ist 93 und verblüfft die Öffentlichkeit nach wie vor mit der Luzidität seiner Gedanken, die er in Zeitungsartikeln und Büchern darlegt. Als Bundeskanzler war Schmidt nicht übermässig beliebt, heute ist er in Deutschland eine moralische Autorität. Seine neue Beziehung zeigt erstens, dass es für die Liebe nie zu spät ist. Zweitens gibt es Menschen, denen ein exzessiver Zigarettenkonsum nichts anhaben kann. Schmidt raucht immer und überall; die Zigaretten-schachtel tauscht er höchstens gegen eine Schnupftabakdose. Auf die Frage, was man machen müsse, um mit 93 noch so viel geistige Schärfe zu besitzen, sagt Schmidt: «Man muss ständig gearbeitet haben. Und vor allen Dingen braucht man Zigaretten.» (be.)

Chappatte in den Bergen



Der externe Standpunkt

Zehn Gebote für den richtigen Umgang mit Social Media

Ein Fussballer muss die Olympischen Spiele wegen eines Eintrags in Twitter verlassen. Von Social Media profitiert nur, wer sie achtsam gebrauchen kann, meint Daniel Perrin

Das Internet ist kein Stammtisch und keine Spielergarderobe. Weil ein Schweizer Fussballer die gegnerische Mannschaft in Twitter beschimpft hat, muss er seinen Einsatz an den Olympischen Spielen abbrechen. Wie verhält man sich, damit Social Media nicht zur Falle werden? Genau besehen, warten auch die jeweils neuesten Medien mit alten Tücken auf. Zehn gestandene Gebote zur Alltagsethik, leicht angepasst, helfen auch hier.

1. Du sollst keine Götter haben im Hyperspace. Technologien und Anwendungen kommen und gehen. Ein paar Klicks nach dem Hype zeigt sich schon die Ermüdung. Vielen Jungen ist Facebook ein Spielzeug für die Alten. Schade für die liebevoll gebastelten Seiten, wenn Facebook dereinst einbricht wie Myspace. Was sich dagegen lohnt, wenn Sichtbarkeit im Internet wichtig ist: Von allen gerade angesagten Netzwerken aus mit schlankem Aufwand auf die eigene, gepflegte Website verlinken.

2. Du sollst dir und der Welt ein Bild von dir machen. Social Media sind Schmelztiegel aller bisherigen Übertragungskanäle und Medientheorien. Zudem sind sie blitzschnell und reichen weit in die Welt – ideale Gerüchtemaschinen. Wer sich hier nicht in Beliebigkeit auflösen will, überlegt sich die Selbstdarstellung und nutzt die Hebel der unterschiedlichen Medien, Modi und Kanäle systematisch: etwas Twitter für den aktuellen Kurzkommentar und Youtube für den Expertenauftakt.

3. Du sollst nicht lästern. Es kommt nicht von ungefähr, dass Facebook nur einen Like-, nicht aber einen Dislike-Knopf kennt. Und: Wirtschaftskapitäne, angekommen im Hafen des Erfolgs, raten in ihren Autobiografien dem Nachwuchs, in Aufwallung verfasste E-Mails vor dem Absenden eine Nacht lang abhängen zu lassen. Das gilt erst recht für Einträge in Social Media mit ihrer unüberschaubaren Nutzerschaft und Lebensdauer.

4. Du sollst auch ruhen. Social Media kitzeln Zockerinstinkte und näheren Identitätsphantasien. Zudem be-

schleicht einen gern das Gefühl, man verpasse etwas: den nächsten Eintrag, Googles neueste Plattform oder den Anschluss an die Zukunft. Das Medium droht auch hier zur Botschaft zu werden für alle, die sich nicht kühl überlegen, was sie beim Twittern, Posten und Liken an Lebenszeit ausgeben – und was sie bekommen dafür.

5. Du sollst deinen Eintrag ehren wie dich selbst. Im Internet zieht jeder Klick seine Spur. Nichts ist uneinsehbar für Findige, zu jeder noch so engen Passwort-Pforte gibt's eine lose angelehnte Hintertür. Überdies wirkt jede Korrektur nur an der Oberfläche; wer zu recherchieren weiss im Web, fördert gelöschte Äusserungen zutage in digitaler Archäologie. Das bedeutet praktisch, dass jeder Eintrag zählt. Jeder ist eine Visitenkarte.

6. Du sollst dich nicht töten. Drauflosplappern ist die eine Todesfalle in Social Media; die andere ist, zu lange zu schweigen. In einer Kommunikationsumgebung, in der andere jeden Atemzug zur Diskussion stellen, wird erwartet, dass man sich ab und zu meldet. Zum Dranbleiben gehört auch, mitzuziehen, wenn die Technologien wechseln im Marktgerangel. Was bleibt, ist die Grundidee von Social Media, Nähe auf Distanz zu erzeugen.

7. Du sollst nicht cybervögeln am Arbeitsplatz. Eheberater und Schei-

dungsrichterinnen zählen Social Media zu den Gleitmitteln ihres Geschäfts. Wie schon die SMS, verraten auch vermeintlich abgeschirmte Chats und Tweets findigen Partnern, was wirklich läuft – und den Arbeitgebern sowieso. Technisch ist die Computernutzung am Arbeitsplatz für die Systemadministratoren sehr leicht einsehbar, unabhängig von verkündeten Grundsätzen einer Organisation.

8. Du sollst anderen weder Zeit noch Gedanken stehlen. Vielleicht bereitet die Meldung, dass der Türsteher heute das orange T-Shirt trägt, nicht einen Augenaufschlag lang Freude. Aber sie wirkt: nämlich als Beweggrund, den nächsten Tweet dieses Abenders ungelesen wegzuklicken. Man lässt sich Zeit nicht gerne stehlen, genauso wenig wie Gedanken. Wer die eigene gute Idee wörtlich im Tweet anderer wiederfindet, fühlt sich verstanden – oder beklaut.

9. Du sollst nicht beleidigen. Weil Social Media die Grenze zwischen privater, beruflicher und öffentlicher Kommunikation aufbrechen, wirkt spontan und privat Gemeintes leicht auch als beruflich gemeint. Und weil sich auf alles, was einmal im Internet stand, leicht Links setzen lassen von breitenwirksamen Medien aus, steht rasch im Blitzlicht, wer andere gegen sich aufgebracht hat. Poltern auf Twitter kommt als Gewitter zurück.

10. Du sollst nicht begehren, was deins nicht sein kann. Mit Social Media gewinnt, wer anderen zuhört und sich angemessen äussern kann. Das bedingt eine offene Diskurshaltung, ein Wissen um Chancen und Risiken der Medien sowie die Fähigkeit, sich multimodal mitzuteilen. All dies kann man ein Stück weit lernen – wie Tore schießen. Kompetenz und Auftritt aufeinander abzustimmen, wird umso wichtiger, je greller das Rampenlicht ohnehin auf einen fällt.

Fazit: Schnell ist gefangen im weltweiten Netz, wer widersprüchlich daherschwätzt, sich übermütig auszieht oder über den siegreichen Gegner herfällt. Gezielter Indiskretion und ärgerlichem Abgang beugt letztlich nur Anstand vor: Anstand sich selbst und denen gegenüber, die einem vertrauen.

Daniel Perrin



Daniel Perrin, 51, ist Professor an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften und leitet das Institut für Angewandte Medienwissenschaft. Perrin erforscht berufliches Schreiben im Medienkontext. Projekte und Publikationen: www.danielperrin.net